

Gelernt wird im Auto vor der Klinik

Krankenpflege-Ausbildung für Migrantenmütter

Endlich wieder in Ruhe einen Cappuccino trinken. Einen, auf dem das Kakao-pulver leise knisternd durch den Milch-schaum bricht. Mehr will sie nicht. Wann sie sich zuletzt drei, vier Schlucke Auszeit gegönnt hat, weiß Khadidja Ferrani schon nicht mehr. Dafür weiß sie jetzt, wie man Blutdruck misst, Patienten wäscht, lagert und pflegt, wie man Verben konjugiert und den Genitiv bildet.

Ferrani stammt aus Algerien. Die Mutter von fünf Kindern hat ein Ziel: „Ich will ein Vorbild sein.“ Deshalb absolviert sie eine Teilzeitausbildung in der Pflege und besucht nebenher noch Sprachkurse. In vier Jahren will sie ihren Abschluss in der Tasche haben. Angeboten wird die Teilzeitausbildung, die vor allem für zugewanderte Mütter gedacht ist, vom Agaplesion-Bildungszentrum für Pflegeberufe und dem Verein zur beruflichen Förderung für Frauen. Gefördert wird das Projekt durch die Kurt-und-Maria-Dohle-Stiftung.

Khadidja Ferrani trägt Kopftuch. Auch im Dienst. Besonders ältere Patienten reagieren darauf manchmal irritiert, wie sie sagt. Wer Ferrani fragt, wieso sie Haare und Hals bedeckt, der bekommt Antworten. „Ich erkläre das gerne, ich bin ein geduldiger Mensch“, sagt sie. Sechs Stunden am Tag sind die Frauen auf den Ausbildungsstationen in den Krankenhäusern und in der ambulanten Pflege tätig. Ihr Arbeitstag ist planbar. Er beginnt immer um 8.30 Uhr und endet um 14.30 Uhr. Wochenend- und Spätdienste bleiben die Ausnahme. So soll den Müttern genug Zeit bleiben, um das Familienleben zu organisieren, sich auf den Unterricht vorzubereiten, Deutsch zu lernen. „Die Sprache allein ist ja schon schwer. Aber es kommen ja noch die Fachbegriffe dazu“, sagt Ferrani. Zu Hause zu lernen, hat sie mittlerweile komplett aufgegeben. Stattdessen fährt sie lieber jeden Morgen ein paar Minuten früher zur Arbeit, bleibt vor der Klinik im Auto sitzen. Hier hat sie ihre Ruhe. Kein Kind, das nach ihr ruft, keine Aufgaben im Haushalt, die sie vom Lernen abhalten könnten.

Insgesamt 26 Schülerinnen aus Ländern wie Marokko, Iran, Kamerun, Polen, Algerien und Äthiopien haben im Schuljahr 2017 die Gesundheits- und Krankenpflegeausbildung in Teilzeit begonnen. Nach dem Ende der Probezeit sind noch 17 übrig. Im ersten Kurs dieser Art, der 2015 begann, sind nur acht geblieben. Denn die Anforderungen an die angehenden Pflegekräfte sind hoch. Nicht alle seien mit der Doppelbelastung klargekommen, sagt Schulleiterin Susann Bretz. „Jedes Projekt hat Stolpersteine, die man erst sieht, wenn man dabei ist.“

So sei besonders im ersten Kurs aufgefallen, dass das Sprachniveau bei vielen Bewerberinnen nicht ausgereicht

habe. Neuerdings müssen angehende Auszubildende deshalb mindestens Sprachkenntnisse auf B2-Niveau vorweisen können. Der Pflegenotstand verlange zwar, dass neue Ausbildungsformate getestet würden, aber dabei dürfe „das Niveau nicht sinken“, sagt die Schulleiterin. Die Verständigung mit den Patienten und das Lesen komplizierter Fachtexte muss laut Bretz vom ersten Tag an möglich sein.

Damit die Frauen fachlich und sprachlich sicherer werden, bietet der Förderverein jeweils vor den anstehenden Klausuren Lernunterstützung an. Zudem wird für mehrere Samstage im Jahr eine Kinderbetreuung organisiert, damit die Frauen Zeit finden, ungestört den Stoff zu wiederholen. Auch Khadidja Ferrani nutzt diese Gelegenheit gerne. Ihre Kinder, der Älteste ist schon 14, die Jüngste gerade einmal zwei, bleiben dann zu Hause beim Vater. „Ab dem dritten Kind wird es einfacher, das Familienleben zu organisieren“, sagt sie.

Wie wichtig eine enge Begleitung der Frauen schon vor Beginn der Ausbildung sein kann, weiß auch Melanie Janduda vom Förderverein. Er bietet Vorbereitungskurse an, die dabei helfen sollen, ein realistisches Bild des Berufes zu bekommen. Manch einer Frau sei erst dabei bewusstgeworden, dass in Deutschland Frauen auch Männer pflegen – und umgekehrt. „Die Kurse sind zwingend notwendig, damit die Bewerber überhaupt wissen, worauf sie sich einlassen“, sagt Janduda. Schulleiterin Bretz fügt hinzu: „Frauen, die sich trotzdem für diesen Weg entschieden haben, wissen die Chance zu schätzen. Sie können sich sehr gut organisieren und bringen viel Lebenserfahrung mit. Sie wissen, wofür sie das machen.“

Die 31 Jahre alte Kume Dube Hebbo tut es für ihre beiden Töchter. Ihnen will die junge Äthiopierin ein Vorbild sein – auch wenn sie das anfangs viel Kraft gekostet hat. Mehr Kraft, als sie glaubte in den folgenden vier Jahren aufbringen zu können. „In den ersten Wochen dachte ich, die falsche Entscheidung getroffen zu haben“, gesteht sie. Ihr Mann war es, der sie überzeugte, weiterzumachen, und ihr zu Hause den Rücken freihielt. Als ihre älteste Tochter stolz in der Schule erzählte, dass ihre Mutter gerade eine Ausbildung im Krankenhaus begonnen habe, sei ihr klargekommen, dass Aufgeben keine Option sei. Sie will die Klausuren bestehen, lernt oft noch spät abends, wenn die Kinder im Bett sind. Entspannen kann sie nur sonntags in der Kirche. „Da erhole ich mich.“

Khadidja Ferrani und Kume Dube Hebbo sind mittlerweile Freundinnen geworden. Spätestens in drei Jahren, wenn die letzte Klausur geschrieben ist, wollen die beiden Frauen endlich zusammen einen Cappuccino trinken gehen.

MARIE LISA KEHLER